

# Der Regisseur schwelgt, Mackie Messer flegelt, und Jenny betört

Unbeschwertes Finale der Direktion Hartmann am Zürcher Schauspielhaus: Niklaus Helbling hat die «Dreigroschenoper» inszeniert. Sina glänzt.

## Von Peter Müller

Ganz unbescheiden muss der Kritiker bei sich selbst anfangen. In eigener Sache sozusagen. Er ist zerknirscht. Mehr Leidenschaft hätte sich Matthias Hartmann, der abtretende Schauspielhaus-Direktor, von der Zürcher Kritik gewünscht, mehr Begeisterung. Etwa so halt, wie sie ihm während seiner Bochumer Jahre in den «Ruhr-Nachrichten» entgegenbrandete oder jetzt, vor seinem Start am Wiener Burgtheater, in der «Kronen Zeitung». Nur mit Begeisterung werde die geneigte Leserschaft zum Theaterbesuch animiert. In Zürich dagegen sei die Kritik abwägend und austariert, ohne Poesie und Überschwang, zwinglianisch eben.

Wie gern hätte man dem scheidenden Direktor den letzten Wunsch erfüllt. Wie bereitwillig hätte man im dionysischen Rausch ganz Zürich ins Schauspielhaus gelockt und geprügelt. Aber ach, es geht nicht. Als der Kritiker gegen elf das Theater verliess, war er topfnüchtern. Und kein Bier wollte dagegen helfen, auch kein zweites und drittes. Hartnäckig und höhnisch hallte Herr Peachums Stimme von der Pfauenbühne nach: «Doch die Verhältnisse, die sind nicht so.»

## Brecht als Schlafmittel

Nicht, dass der Kritiker jenem Kollegen zustimmen wollte, der – er muss Calvinist gewesen sein – nach der Berliner Uraufführung von 1928 schrieb: «Leuten, die an chronischer Schlaflosigkeit leiden, empfehle ich dringend einen Besuch dieser Aufführung.» Als Domicum ist Niklaus Helblings Insze-

nierung der guten alten Bettleroper nicht anzupreisen. Schon Kurt Weills grandiose Musik hindert am Entschlummern. «Gebrauchsmusik, die wirklich zu gebrauchen ist», hatte der junge, sehr gestrenge Theodor W. Adorno ebenfalls 1928 gestaunt. Ob im Orchestergraben oder auf der Bühne, Matthias Stötzel leitet seine Musiker mit Verve an. Und so nagen die Ohrwürmer von einst weiter.

## Leider fehlt so einiges

Wie Stötzel vertraut auch Helbling ganz dem bejahrten Stück. Von Aktualisierung hält er nichts, mit Grund. Schon Bertolt Brecht belies klugerweise seine Vorlage, John Gays «Beggar's Opera», die ihm Elisabeth Hauptmann übersetzt hatte, im London des 18. Jahrhunderts. Und da sind wir auch im Schauspielhaus noch. Bühnenbildner Dirk Thiele lässt Vorhänge mit Projektionen historischer Bilder und Fotos herunterschweben. Und damit ja kein Zweifel bleibt, dass die «Dreigroschenoper» vom Konflikt zwischen schnödem Geld und holden oder auch bloss triebhaften Gefühlen handelt, sind zwischendurch alte Münzen und ein durchbohrtes Herz zu sehen.

So vertrauensselig ist Regisseur Helbling, dass er bald ins Schwelgen kommt. Breit und lärmig lässt er den Familienzweist bei den Peachums ausspielen, wo sich Tochter Polly ausgerechnet Macheath, den schlimmsten Gangster und grössten Frauenhelden, zum Gemahl erwählt hat. Gottfried Breitfuss' Peachum, geplagter Vater und stolzer Besitzer einer Bettelfirma, gerät derart ins Schwitzen, dass man bald um seine Gesundheit bangt. Nur wenig cooler nimmt es seine Gattin, eine wacklig stöckelnde Bohnenstange. «Ich werde verrückt!», kreischt Celia Peachum und schüttelt heftig die schwarzen Stirnlocken. Viola von der Burg mimt sie ohne Rücksicht auf Verluste und wird zum Publikumsliebbling.

Dick geschminkt sind alle, groteske Puppen. Am natürlichsten wirkt die Polly von Fabienne Ha-

dorn, die bei ihrem «Nein!» zu einem gutbürgerlichen Mann den Eltern wütend den Hochzeitsstrauss vor die Füsse knallt. Warum sie sich aber ausgerechnet in diesen Macheath verlieben musste, bleibt nicht nur dem Vater schleierhaft. Thomas Wodianka ist zwar unübersehbar im knallroten Anzug (Kostüme: Victoria Behr), aber es geht ihm der brüchige Charme ab, den ein Mackie Messer einfach haben muss. Erst nach der Pause, als Gejagter und Todeskandidat, wird Wodianka lebendig. Zu spät.

Die Aufführung zieht sich hin. Marcus Kiepe, der als korrupter Polizeichef Brown seinen Freund Macheath an den Galgen liefern muss, hat man schon komischer gesehen. Ebenso Miriam Maertens, die sich mit Rivalin Polly im Eifersuchtsduett bekriegt. Es fehlen der Inszenierung Tempo und Witz, Fantasie und Frechheit.

## Triumph der Unheilvollen

Immerhin, etwas Begeisterung muss zum Schluss sein. Nicht bloss dem abtretenden Direktor zuliebe. Was der famose Ludwig Boettger aus seiner Kleinstrolche als Ansager macht, hat morbide Klasse. Im schwarzen Frack über nackter Tattoo-Brust kündigt er raunend und R-rollend künftiges Unheil an. Und noch etwas hebt die Stimmung: Es wird gut gesungen. Von allen, auch im Chor.

Am schönsten singt Sina, die Walliser Mundartrockerin. Als Spelunken-Jenny, die im Bordell auf ihren Macheath wartet, kommt sie leider wenig dazu. Aber wenn sie endlich den Mund öffnen darf, hört man die abgenudelten Lieder, als wäre es das erste Mal. Wunderbar nachdenklich, verhaucht und verschleiert tönt jetzt der Salomon-Song: «Ihr saht den weisen Salomon, / Ihr wisst, was aus ihm wurd!» Und lange nicht mehr hat die am Spültrog erträumte Rache der Jenny so plausibel gewirkt. «Hoppla», sagt Sina ganz einfach und schaut zu Boden – und das Publikum meint, die rollenden Männerköpfe zu sehen.